



Frost lässt keinen an sich heran – aus gutem Grund: Sie trägt einen Wolfsdämon in sich, der immer dann hervorbricht und sie wahllos töten lässt, wenn sie verletzt oder von Gefühlen überwältigt wird.

Als sie sich notgedrungen einer Schar Krieger anschließt, die das Königreich vor Aufständischen schützen, weckt sie schnell das Interesse von Luca, dem Anführer, und das Misstrauen von Arian, seinem besten Freund. Beide Männer spüren, dass sie etwas verbirgt. Und Frost ahnt bald, dass einer von ihnen das Feuer ihrer Gefühle entfachen wird. Doch zu welchem Preis?

- Eine Heldin zum Niederknien – fragil und stark zugleich.
- Eine Geschichte zum Mitfiebern – beim Kampf gegen gnadenlose Schurken und innere Dämonen.
- Ein Buch zum Schwelgen und Verschlingen – voller unerwarteter Freundschaft, schwerer Entscheidungen und zarter, bittersüßer Liebe.

EINS

Mein Mund schmeckte nach Staub und Eisen.

Der kühle weiße Nebel, der sich am frühen Morgen die Berghänge hinunterwälzte, war verschwunden, weggebrannt von der inzwischen hoch am Himmel stehenden Sonne. Von Zeit zu Zeit drang ein greller Lichtstrahl durch das silbrig blaue Laubdach und blendete mich. Ich hatte gelernt, mich mit halb geschlossenen Augen fortzubewegen. Meine Hüften und Füße schmerzten, als würde eine Schwellung abklingen. Schweiß juckte auf meinem Rücken, in meinen Kniekehlen und Armbeugen. Aus dem Zopf, der um meinen Kopf festgesteckt war, hatten sich dunkle lockige Haarsträhnen gelöst, die feucht auf meiner Haut klebten, gleichgültig, wie oft ich sie zurückzustreichen versuchte.

Ich war schon so lange unterwegs.

Als ich gerade wieder Haare aus meinem Gesicht blies, brach plötzlich die trockene Erde unter meinem linken Stiefel weg. Zur Seite taumelnd schnappte ich nach den biegsamen Baumwurzeln, die aus der Böschung ragten, um mich vom Abgrund wegzuziehen. Der Pfad war gefährlich schmal und schlängelte sich am Berg entlang. Wenn ich abstürzte, wäre es ein sehr langer Fall den steilen stufenförmigen Abhang hinunter in den Fluss, den ich in der Tiefe tosen hören konnte. Wahrscheinlich gelänge es mir nie wieder, auf den Pfad zurückzuklettern.

Ich fand mein Gleichgewicht wieder, dann ließ ich mit einem müden Seufzen die Wurzeln los, um mir die rote Erde von den Händen zu klopfen. Die ersten Male, als der Pfad unter mir weggebrochen war, hatte ich Herzrasen und zitterige Finger gehabt, doch mittlerweile war ich zu erschöpft, um mich von diesen Begegnungen mit dem Tod noch aus der Fassung bringen zu lassen.

Der Busch vor mir raschelte.

Ich erstarrte.

In den Blättern bewegte sich etwas. Etwas Großes.

Ein Wegelagerer? Nein. Der Busch war nicht groß genug.

Dann ein Tier. Ein Leopard?

Bei einem Leoparden hätte ich keine Chance davonzulaufen.

Meine Füße fühlten sich an, als wären sie plötzlich mit der abbröckelnden Erde verwurzelt. Ich schluckte und griff langsam, langsam, *langsam* nach der Axt meines Vaters, die am Bündel auf meinem Rücken festgemacht war –

Ein riesiger Buntfasan brach aus dem Gebüsch. Seine kupferfarbenen Schwanzfedern streiften fast mein Gesicht, als er mit aufgeregten Flügelschlägen, die meinen Herzschlag nachzuahmen schienen, hochflatterte. Nachdem er zwischen den Bäumen verschwunden war, zog ich matt die Hand von der Axt. Nur ein Vogel. Nur ein Vogel.

Ich kniff die Augen zusammen und holte tief und ruhig Luft, während die Welt um mich schwamm. *Zu müde, um von Begegnungen mit dem Tod aus der Fassung gebracht zu werden? Ob Vater – immer diese Lügen, die ich erzähle.*

Mein Magen knurrte laut, was mir ein schwaches Lachen entlockte. Mein Magen scherte sich nicht um Angst.

Ich rieb mir mit den staubigen Händen grob übers Gesicht und kletterte dann jenseits des Pfades den Abhang hinauf, bis ich eine Gruppe purpurfarbener Büsche fand, die mich verdecken würden, falls unten jemand vorbeikam. Ich ließ mich in den Schutz der Blätter sinken und nahm mein Lederbündel ab. Meine Schultern knackten bei der Bewegung. Ich stöhnte, streckte meine schmerzenden Beine aus und ließ die Füße in den schweren Stiefeln kreisen. Von meinem neuen Aussichtspunkt konnte ich durch die Bäume das helle Glitzern des Wassers erkennen. Der Mesgao-Fluss. Nun war es nicht mehr weit. Ich brauchte bloß seinem Lauf zu folgen, er würde mich zu meinem Ziel bringen. Mein Blut pochte vor Hoffnung und Sehnsucht – und Angst.

Ich hatte so viel hinter mir.

Aus Gewohnheit streckte ich die Hand zuerst nach Dads Axt aus. Während ich die Lederbänder aufknotete, mit denen sie auf dem Bündel festgemacht war, nahm ich mir einen Augenblick Zeit, die Klingen zu überprüfen. Die Axt war kostbar, und das nicht nur, weil sie fast das Einzige war, was ich noch von meinem Vater besaß. Wenn ich unterwegs nicht anbieten konnte, Holz zu spalten, zerfallene Schuppen abzureißen oder widerspenstige Baumstümpfe auszugraben, gäbe es für niemanden einen Grund, mir etwas zu essen oder einen Schlafplatz auf dem Heuboden anzubieten. Ich konnte mich weder auf mein Glück noch die Barmherzigkeit Fremder verlassen. Beides war im besten Falle ungewiss.

Nachdem ich zufrieden festgestellt hatte, dass die Axt in gutem Zustand war, schnürte ich das Bündel auf und betrachtete entmutigt den Inhalt. Ich hatte das Vorgebirge überquert und war über die niedrigen Pässe der großen Subira-Bergket-

te nach Ruan gewandert, sobald das Wintereis getaut war. In den zwei Wochen seither war mir wenig Arbeit angeboten worden. Dieser Teil der Welt schien größtenteils von buckligen, wettergegerbten Schaf- und Ziegenhirten bewohnt, die aussahen, als wären sie aus der roten Erde und dem grauen Fels ihrer Gebirgsheimat herausgewachsen. Sie starrten mich an, wenn ich mit meinen großen plumpen Händen und Füßen, meinen fremdartigen Augen und mit der Axt vor ihnen stand, und schüttelten wortlos den Kopf, in ihren Gesichtern eine Mischung aus Misstrauen und Verachtung. Und selbst wenn sie meine Hilfe brauchen konnten, hatten sie wenig als Gegenleistung zu bieten. Meine Essensvorräte neigten sich ihrem Ende zu. Es waren mittlerweile nur noch ein Paket getrocknetes zähes Lammfleisch und der Rest eines herben weißen Ziegenkäses übrig. Den Käse hatte ich mir vor zwei Tagen verdient, als ich in eine Schlucht geklettert war, um eine verirrte Mutterziege einzufangen.

Da es sich länger halten würde, packte ich das Fleisch wieder ein und aß langsam den Käse, wobei ich versuchte, jeden Bissen so lange wie möglich zu kauen. Ich leckte die weißen Krümel von meinen Fingern und spülte sie mit einem Schluck der lauwarmen Flüssigkeit aus meinem halbvollen Trinkschlauch herunter. Wenn ich nicht bald an einem Gehöft oder einem Dorf vorbeikam, wo ich gegen Nahrung arbeiten konnte, mußte ich Fallen aufstellen, um an frisches Fleisch zu gelangen. Bei dem Gedanken an die vergeudete Zeit zuckte ich ungeduldig mit den Achseln.

Ich mußte weiter. Ich mußte die Feuergöttin finden.

Die Stille wurde von einem lauten *Määäh* unterbrochen, gefolgt vom blechernen Bimmeln einer Glocke. Ich sprang

auf und presste die Hand aufs Herz. Einen Augenblick später hörte ich das vertraute Trappeln von Hufen näher kommen. Ich packte meinen Wasserschlauch weg, verschnürte mein Bündel und wartete, dass meine Hände zu zittern aufhörten. *Beruhig dich. Hier will dir niemand etwas Böses. Und vielleicht bringt diese Herde einen Schäfer, der Verwendung für deinen starken Rücken hat.*

Ich beugte mich vor und spähte vorsichtig durch die Blätter. Vier struppige Ziegen mit beeindruckenden Hörnern zuckelten den Pfad hinauf, gefolgt von einem Hirten.

Er hatte dunkle Haut, dunkler als meine, und über seine wirren schwarzen Locken war eine leuchtend rote Kappe gestülpt. Er mochte ein, zwei Jahre älter sein als ich, also achtzehn oder neunzehn, hatte breite Schultern und wirkte gesund und kräftig. Leichtfüßig bewegte er sich über den unebenen Boden, in der Hand einen Holzstab, mit dem er seine Herde führte. Ich verzog das Gesicht. Er brauchte bestimmt keine Hilfe von mir. Aber ich hatte mir sowieso angewöhnt, jungen Männern aus dem Weg zu gehen, vor allem solchen, die allein unterwegs waren. Knorrige Alte mit grauen Haaren und krummem Rücken waren sicherer.

Ich wartete ungeduldig, dass er weitergehen würde, doch seine Schritte waren langsam und er schlenderte über den Pfad, als wäre er in Gedanken versunken.

In der kühlen, schattigen Höhle des Blattwerks spürte ich meine Lider schwer werden. Ich war erschöpft von den Wochen des Umherwanderns. Gleich würde ich einschlafen und den halben Tag vergeuden. Um die Schläfrigkeit zu vertreiben, zwang ich mich, die Augen weit aufzureißen – und sah in dem Gestrüpp unterhalb des Pfades etwas aufblitzen.

Ein kalter Schauer überlief mich. Mein Blick wanderte über den Hang, dem Glitzern nach – glänzendes Metall, das sich verstohlen durchs Unterholz bewegte. Die Form war unverkennbar.

Ein Messer.

Jetzt, da ich es entdeckt hatte, konnte ich auch Teile des Mannes erkennen, der es hielt. Er sah mager und abgerissen aus und trug eine verbeulte, zusammengestückelte Rüstung. Seine Haut war sehr bleich und sein Haar gelblich, beides fettig und voller Schmutz. Und er war nicht allein. Ein weiterer Mann versteckte sich hinter einem Baum ein Stück den Pfad entlang. Dieser hielt ein Schwert.

Bevor ich in die Berge gegangen war, hatte ich einen Tag auf einem Hof an der Grenze gearbeitet und die Nacht dort auf dem Heuboden verbracht. Die Bauersfrau hatte mich gewarnt, dass es in den Rua-Bergen vor Aufständischen wimmelte, die nach dem Bürgerkrieg von der ruanischen Königin in die Verbannung geschickt worden waren. Die Männer waren früher Soldaten gewesen. Nun waren sie Diebe und Räuber. Doch auch ohne diese Warnung war ich in meinem Leben schon genug Menschen begegnet, die mir Schaden zufügen wollten, um die gierige Anspannung in den Körpern dieser Männer zu erkennen, die Verbissenheit auf ihren Gesichtern.

Sie würden dem Ziegenhirten auflauern. Seine Tiere stehlen. Ihn töten.

Bleib ruhig. Kämpf nicht. Halte dich raus.

Das hier ging mich nichts an. Der Ziegenhirte war ein Fremder. Er war mir gleichgültig. Wären unsere Rollen vertauscht, würde er sich nicht um mein Schicksal scheren.

Halt dich raus. Kämpfe nicht.

Ich schloss die Augen. Es half nichts. Die Bilder waren in meinem Kopf und ich konnte ihnen nicht entkommen. Ich sah das Gesicht meiner Mutter: kalt wie Lehm, die Augen trübe und von einem Schleier überzogen, um ihren Mund getrocknetes Blut und Schaum. Der Körper eines halbwüch-sigen Jungen, im Laub ausgestreckt, sein Gesicht zerfleischt. Ich sah meine eigenen blutverschmierten Hände. Priester, die mit kaltem, selbstgerechtem Gesichtsausdruck nicht angezündete Fackeln hielten. Zwei Jungen mit höhnischen Gesichtern, durch die Luft fliegende Steine. Ich sah meine Vergangenheit.

Ich sah Tod.

Als ich auf die fröhliche rote Kappe des Ziegenhirten hinunterblickte, erfasste ein leises Zittern meinen Körper.

Halt dich raus.

Ich kann nicht. Ich kann nicht. Ich kann nicht.

Ich kann nicht zusehen, wie er stirbt.

Ich bin seine einzige Hoffnung.

Meine Finger zerrten an dem Sackleinen, das ich um die Axt gewickelt hatte. Der Ziegenhirt war nun fast unter mir. Der Räuber vor ihm machte sich bereit.

Der Ziegenhirt blieb stehen. Er drehte sich um und packte eines der Tiere, das seitlich den Hang hinaufirrte, an den Hörnern. Als er es auf den Pfad zurückzog, trat der Wegelagerer mit erhobenem Schwert hinter dem Baum hervor.

Vater, schütze sie.

Sorge dafür, dass mein Blut nicht fließt.

Ein angsterfüllter trotziger Schrei entrang sich meiner Kehle. Ich stürzte aus dem Gebüsch, rannte den Abhang

hinunter und landete mit einem dumpfen Aufschlag, der mir durch Mark und Bein ging, auf dem Pfad. Der Räuber taumelte erschrocken zurück. Ich schwang die Axt meines Vaters. Sie traf mit einem ohrenbetäubenden Klong auf das Schwert des Räubers und schlug es ihm aus der Hand. Während er seine leeren Finger anstarrte, trat ich mit aller Kraft zu. Mein Stiefel traf die empfindliche Stelle zwischen seinen Beinen.

Der Räuber krümmte sich und würgte. Ich schlug ihm mit der eisernen Schaftfeder der Axt auf den Hinterkopf, das dumpfe, fleischige Geräusch ließ mich zusammenzucken. Er brach auf dem Pfad zusammen.

Für den Bruchteil einer Sekunde stand ich keuchend da, benommen von dem, was ich getan hatte. Dann drehte ich mich um und packte den Ziegenhirten am Arm. »Lauf!«

Ich versuchte, ihn wegzuzerren, doch es war, als zöge man an einem Ast. Er war nicht größer als ich, aber stärker. Ich bekam ihn nicht vom Fleck und er gaffte mich nur mit offenem Mund an.

»Was glotzt du so blöde?«, schrie ich. »Los!«

Ich riss mit aller Kraft an seinem Arm – und spürte, wie der Pfad erneut unter meinem Absatz wegbrach. Ich taumelte rückwärts, ließ den Ziegenhirten los und ruderte verzweifelt mit den Armen, um mein Gleichgewicht wiederzugewinnen. Der Ziegenhirte, nun endlich zu einer Bewegung veranlasst, packte mein Handgelenk, als wolle er mich zurückziehen.

Stattdessen riss ich ihn mit in die Tiefe, als der Boden unter mir wegsackte. Wir stürzten den Abhang hinunter, er ließ mich los und ich überschlug mich. Gestrüpp und Ranken zerkratzten meine nackte Haut, rings um mich wirbelten Staub-

wolken auf. Obwohl die Klingen meinem Gesicht gefährlich nahe kamen, umklammerte ich verzweifelt Dads Axt.

Dann verfring sich die Spitze der Axt in einer gewaltigen bleichen Wurzel, was meinen Sturz mit solcher Wucht bremste, dass es mir fast den Arm auskugelte. Als ich nach unten blickte, sah ich meine Füße in der Luft baumeln. Unter mir glitzerte der Fluss.

Nachdem ich eine Ladung Erde ausgespuckt hatte, bewegte ich meinen anderen Arm langsam hoch, um die Wurzel zu packen, und hievte mich, vor Anstrengung keuchend, wieder auf die Füße. Ich zog die Axt heraus, ohne die Wurzel loszulassen. Dann hielt ich nach dem Ziegenhirten Ausschau.

Er hockte auf einem kleinen Vorsprung knapp über mir und richtete sich gerade auf. Er war voller Schrammen und Erde und er hatte seine rote Kappe verloren, doch in der rechten Hand hielt er noch immer den Stab. Er starrte zu mir herunter und mir fiel auf, dass seine Augen eine blassgrüne Farbe hatten, was zu seiner dunklen Haut seltsam aussah.

»Klettere hier hoch.« Seine Stimme war leise und rau.

Die Hand, die er mir entgegenstreckte, zitterte. *Wut oder Angst?* Ich zögerte einen Augenblick und sah in diese merkwürdigen kalten Augen. Doch seine Hand machte den Eindruck, als sei sie kräftig genug, und er hatte keinen Grund, mir etwas zuleide zu tun. Ich streckte ihm die Hand entgegen und ließ mich über den Rand des Vorsprungs ziehen. Sobald ich oben war, ließ er meine Finger los.

»Arian!«, schrie jemand. Es war eine Männerstimme: tief und gebieterisch. Man hörte kleine Steine herunterprasseln und eine Bewegung im Gebüsch, jemand schien hinunterzuklettern. »Hallo! Bist du verletzt? Was ist da unten los?«

»Mir ist nichts passiert«, rief der Ziegenhirte zurück.
»Hast du den anderen gekriegt?«

»Nein, der ist davongerannt, als du den Abhang hinuntergestürzt bist. Hat sie sich verletzt?«

»Wen interessiert das? Dank dieser ... dieser Idiotin war alles umsonst.«

Mir klappte die Kinnlade herunter. »Ich habe dir gerade das Leben gerettet.«

»Du? Du könntest doch noch nicht mal deinen eigenen Hintern retten.« Er warf mir einen kalten zornigen Blick zu. Ich zuckte zusammen und umklammerte den Schaft meiner Axt.

Er beachtete mich nicht weiter und reckte den Hals, scheinbar hielt er nach dem Mann Ausschau, der ihm zugerufen hatte. Irgendetwas stimmte hier nicht. Wo kam dieser andere plötzlich her? Auf dem Pfad war niemand gewesen, nur der Ziegenhirte, die Räuber und ich. War das eine Art Falle? Und wenn ja, für wen?

Ich begann mich seitlich wegzuducken und suchte den Abhang nach etwas ab, woran ich mich hochziehen könnte. Was immer hier vor sich ging, ich wollte nicht zwischen den Fronten stehen. Ich drehte mich genau in dem Augenblick um, als ein Räuber mit gezücktem Messer auf den Vorsprung kletterte.

Sein Gesicht war wutverzerrt. Sein Blick war auf den Rücken des Ziegenhirten gerichtet. »Ruanisches *Dreckspack!*«

Ohne nachzudenken, warf ich mich ihm entgegen, meine Axt hielt ich wie einen Schild vor mich. Das lange Messer des Räubers stieß gegen eine der eisernen Schaftfedern und rutschte mit einem Klirren ab. Das grelle Sonnenlicht auf

der Messerklinge blendete mich. Ein brennender Schmerz durchzuckte meinen Handrücken.

Als er nachließ, tanzten schwarze Punkte vor meinen Augen. Ich starrte auf die roten Tropfen, die aus meiner Haut quollen.

Der Mann stürzte sich auf mich, sein Messer sauste in einem heimtückischen Bogen nach unten.

Ein Holzstab mit Silberkappe hieb dem Räuber das Messer aus der Hand, wirbelte durch die Luft und schlug dann die Beine unter ihm weg. Der Mann stürzte mit einem heiseren Schrei über den Vorsprung und verschwand den Abhang hinunter.



Zoë Marriott

Frostblüte

Aus dem Englischen von Claudia Max

Umschlaggestaltung: Suse Kopp

Ca. 464 Seiten

Ab 13

13,3 x 19,8 cm, Klappenbroschur

ISBN 978-3-551-31270-9

Ca. € 14,99 (D) / € 15,50 (A) / sFr. 21,90

Erscheint im Oktober 2013



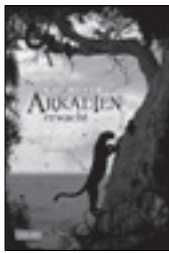
Unsere romantischen Taschenbuch-Klassiker



Kristin Cashore
Die Beschenkte
€ 9,99 (D) / € 10,30 (A) /
sFr. 14,90
ISBN 978-3-551-31009-5



Stephenie Meyer
Bis(s) zum Morgengrauen
€ 9,99 (D) / € 10,30 (A) /
sFr. 14,90
ISBN 978-3-551-35690-1



Kai Meyer
Arkadien erwacht
€ 8,99 (D) / € 9,30 (A) /
sFr. 13,50
ISBN 978-3-551-31147-4



Emily Brontë
Sturmhöhe
€ 9,99 (D) / € 10,30 (A) /
sFr. 14,90
ISBN 978-3-551-31010-1